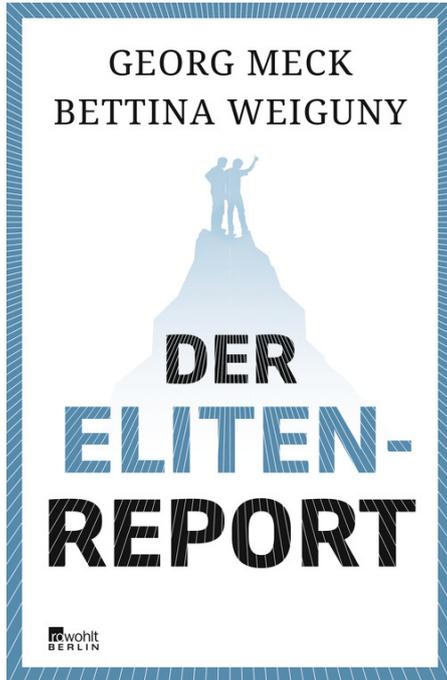


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0034-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Georg Meck

Bettina Weiguny

Der Elitenreport

Rowohlt · Berlin

1. Auflage Mai 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Satz aus der Droid Serif
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 7371 0034 2

Inhalt

Inhalt

VORWORT Warum wir uns um die Elite kümmern müssen

1 Die Elite und der neue Populismus

Wer traut schon Managern und Politikern?

Keine Chance für die Jugend?

2 Wer oder was ist überhaupt Elite?

Das Elite-Paradoxon

Kann man «Elite» definieren?

Wie die Nazis das Wort «Elite» in Verruf brachten

Das Comeback der Elite als Exzellenzuniversität

3 Elite auf dem Gipfel

Der Homo Davosiensis

Wer darf mit in die Schweizer Berge?

4 Wie verkommen ist die Elite?

Kriminelle und ganz gewöhnliche Versager

Macht, Sex und Geld

Wenn Banker zu Räubern werden

Für Misserfolge haftet niemand

5 Die erschöpfte Elite

Die Furcht vor dem Absturz

Durchgetaktet bis zum Kollaps

Ritalin, Koks und andere Drogen

Mein Freund, der Yoga-Lehrer

6 Wie tickt die Elite?

Das Selbstverständnis

Die politische Haltung

7 Die Ängste der Elite

Die Sorge um die Sicherheit

Streit kommt vor allem in den reichsten Familien vor

Wer schützt das Geld vor Schmarotzern, Erben
und Geliebten?

8 Die junge Elite der Start-up-Welt

Berlin: Schaut auf diese Stadt!

Erträgt Deutschland einen Oliver Samwer?

Die Zalando-Jungs und ihre Freunde von der
WHU

Von Dinnerrunden und anderen Zirkeln

Silicon Valley: Ein Abstecher zu den Herrschern
der Welt

9 Die Elite und ihr Netz

Das Powerpaar Achleitner als kleinstmögliches
Netzwerk

Die Bilderberg-Treffen als Mutter aller Ver-
schwörungstheorien

Die Atlantik-Brücke und die deutsch-amerikani-
sche Freundschaft

Der McKinsey-Club der kleinen und großen
Herrscher

Training bei den Baden-Badener Unternehmer-
gesprächen

Der Evian-Kreis der deutsch-französischen
Freundschaft

Von der Isny-Runde, dem Andenpakt und den
Autokumpels

10 Frauen in der Elite

Nicola Leibinger-Kammüller und die Quote
Gegen Machos und Chauvis

Die Weltstars Christine Lagarde und Sheryl
Sandberg

Simone Bagel-Trah und Nathalie von Siemens

Die Frontfrau der Generation Y

Und was machen die Hausfrauen der Elite?

11 Neue Sitten in der Elite

Kulturwandel in den Chefetagen

Das neue Rollenmodell des Adidas-Chefs

12 Wo lebt die Elite?

Und Silvester trifft man sich in «Kitz»

Ein Ausflug zu den Milliardären am Tegernsee

13 Wer darf rein in die Elite?

Was die Herkunft der Wirtschaftsbosse verrät

Die Bildungskarrieren der Topmanager

14 Schottet die Elite sich ab?

Nachwort

Literatur

VORWORT

Warum wir uns um die Elite kümmern müssen

«Elite» ist ein ziemlich schmutziger Begriff, obwohl er doch eigentlich so positiv gemeint war. Das Adjektiv «elitär» wird sogar als Schimpfwort gebraucht, und das obendrein ziemlich beliebig. Der Begriff ist, und das ist sein Vorzug, so unscharf, dass «die Elite» jederzeit zum Feindbild taugt, ohne dass die Zürnenden sich genau festlegen müssen: Wer genau wird da jetzt beschimpft? Die Regierenden oder die Reichen, die Prominenten, die Oligarchen, die besonders Schlaunen? Oder jemand ganz anderes?

Als wir angefangen haben, dieses Buch zu schreiben, war zunächst genau diese Frage zu klären: Wer zählt eigentlich zur Elite? Ist Elite identisch mit Oberschicht? Die Antwort darauf ist gar nicht so einfach. Über die Elite, so viel wurde bei der Recherche schnell klar, weiß der Statistiker so gut wie nichts. Zumindest nichts Stichhaltiges, was von Zahlen und Fakten gedeckt wäre. Hartz-IV-Bezieher sind in allen Facetten ihres Lebens und ihrer Bedürfnisse erfasst, das muss so sein, schließlich erhalten sie das Geld der Allgemeinheit. Am anderen Ende der Skala, ganz oben in der Gesellschaft, wird es dünn. Die Wissenschaft weiß wenig über Millionäre oder Milliardäre, nicht mal deren Zahl ist in den Statistiken vermerkt.

In diese Lücke springen die Autoren gerne, denn wir beide haben seit zwei Jahrzehnten als Journalisten mit Leuten zu tun, die – im weiteren Sinn – zur Elite zu zählen sind: Kanzler und Minister, arrivierte Konzernchefs und ambitionierte Macher von morgen. Sie haben wir für dieses Buch beobachtet, haben uns mit vielen unterhalten (für die Gesprächsbereitschaft an dieser Stelle herzlichen Dank!). Wir

sind den Mächtigen zu ihren Treffen gefolgt, haben ihren Zirkeln und Netzwerken zwischen Silicon Valley und Davos nachgespürt und sie dort getroffen, wo sie sich sonst so herumtreiben.

Wir haben zugehört, wie Staats- und Konzernführer auf offener Bühne von der Verbesserung der Welt reden, und uns darüber geärgert, dass sie im Stillen meist anderes im Schilde führen. Im Zweifel suchen sie den eigenen Vorteil, den nächsten Deal. Wir sind eingetaucht in diese verborgene Welt der Eliten, haben nachgeforscht, welchen Einfluss diese Leute ausüben, und mit ihnen darüber debattiert, wie sehr sie dem realen Leben entrückt sind, manchmal auch, wie bedrückend sie das trotz des Glamours bisweilen empfinden. Und hinter allem steht die Frage: Versammelt die Elite wirklich die Auslese, oder schotten sich da ruchlose Machtmenschen ab vom Rest der Gesellschaft?

Frankfurt am Main, März 2018
Bettina Weiguny & Georg Meck

1

Die Elite und der neue Populismus

Wer traut schon Managern und Politikern?

Der Widerpart zur Elite ist der Populist, und der hat Oberwasser, egal wohin man blickt: Trump in Amerika, Orbán in Ungarn, Erdogan in der Türkei, Le Pen in Frankreich. Dazu der Brexit in Großbritannien und die AfD im deutschen Bundestag: alles Triumphe von antielitären, antipluralistischen Bewegungen. Diese Siege des Populismus sind die Antwort auf ein Versagen der Eliten, so viel steht fest, ohne dass damit schon geklärt wäre, worin genau dieses Versagen besteht.

Populismus, so die These des Princeton-Politologen Jan-Werner Müller, folgt einer ganz bestimmten Politikvorstellung: «Einem moralisch reinen, homogenen Volk stehen unmoralische, korrupte und parasitäre Eliten gegenüber.» Dabei nehmen die Populisten für sich in Anspruch, sie und nur sie seien die legitimen Vertreter des Volkswillens: «Wir und nur wir repräsentieren das Volk», wie Müller schreibt. Als der amerikanische Außenminister Rex Tillerson seinem Amtskollegen Sigmar Gabriel die Motive der Trump-Wählerschaft erklärte, sprach er von den «Can-you-hear-me-now-voters», den Hört-ihr-mir-jetzt-zu-Wählern. Diese Wähler versammeln sich, überträgt man Tillersons Analyse auf Deutschland, in der AfD und bei Pegida. Doch diese Bewegungen mit der Wut von Abgehängten zu erklären greift zu kurz: Wie käme es sonst zu den vielen Stimmen für die Rechtspopulisten im prosperierenden Süden Deutschlands, in Bayern und Baden-Württemberg? Regionen, in denen es praktisch keine Arbeitslosigkeit gibt, voller Profiteure der Globalisierung.

Wenn der Aufschwung von Populisten eine Verachtung für die Eliten voraussetzt, müssen diese eine Angriffsfläche bieten. Nur welche? Reicht dafür der Neid auf das viele

Geld? Auf die Macht? Der Hass auf die Eliten muss tiefere Gründe haben. Wir wollen wissen, wie es dazu kam, und wenden uns an die Demoskopien, die von Berufs wegen das Ohr an Bauch und Verstand des Volkes legen.

Elite ist, wie gesagt, kein sympathischer Begriff. Davon zu sprechen war «bis vor kurzem in Deutschland verpönt», diagnostizierte das Institut für Demoskopie in Allensbach zur Jahrtausendwende und attestierte eine starke Abneigung des Volkes gegen die «Elite». 1992 fand eine satte Mehrheit von 62 Prozent der Befragten das Wort unsympathisch, und die Fan-Basis für die Oberschicht hat sich seither nicht vergrößert. Den Herrschenden in Politik und Wirtschaft sei nicht zu trauen, hören die Demoskopien ein ums andere Mal, wenn sie Volkes Stimme zu dem Thema einfangen.

Einzig der «PISA-Schock», der die Unzulänglichkeiten des deutschen Schulsystems offenbarte, hat ein paar festgefügte Meinungen vorübergehend verändert. Plötzlich dachte die Bevölkerung positiv über Elite nach, allerdings begrenzt auf das Thema Bildung: «Besonders begabte Schüler sollte man in Eliteklassen oder Eliteschulen fördern.» Das sagten 1999 53 Prozent der Westdeutschen, in Ostdeutschland sogar 55 Prozent. Quer durch die Parteien formierten sich Mehrheiten für eine Eliteförderung. Problematisch sahen das vor allem SPD-Wähler, da stand es 1999 nur knapp 45 zu 41 für die Eliteförderung.

Das schlechte Ansehen verbindet Manager und Politiker, es ist beiden Gruppen zur Gewohnheit geworden: «Elite im Dauerfeuer der Kritik», überschrieb Renate Köcher, Chefin des Allensbach-Instituts, schon vor zehn Jahren eine Studie; also vor der Finanzkrise, die das Vertrauen in die Elite noch weiter erschüttert hat. Köcher verwies damals auf den langfristigen Trend: Anfang der neunziger Jahre hatten lediglich 23 Prozent der Bevölkerung den Eindruck, dass das Ansehen von Unternehmern gelitten habe, 2008 dachte so

die Mehrheit, und «viele nehmen in der Gesellschaft sogar Symptome von Feindseligkeit wahr».

Die große Distanz der Bevölkerung zu den Führungseliten aus Wirtschaft wie Politik ist beunruhigend. So lesen wir seither regelmäßig. Im Zweifel soll der Staat eingreifen und die Dinge regeln. Mit Gesetzen reglementieren, die Managergehälter begrenzen.

Den Akteuren an der Spitze wird in hohem Maße unterstellt, dass ihnen das Verständnis für die Sorgen des gewöhnlichen Volkes abgeht. Harte Arbeit, Mut, Kompetenz und Selbstlosigkeit verbinden die Leute mit der politischen Klasse noch weniger als mit den wirtschaftlichen Führungsspitzen. Und wenn Politiker öffentlich Manager angreifen, dann verbucht das Volk dies als Versuch der eigenen Profilierung, oder noch schlimmer: Vertuschung der eigenen Fehler.

Im Zweifel kommen Manager noch besser weg als Politiker. Einem Vorstandsvorsitzenden trauen laut «Edelman Trust Barometer», einer jährlich veröffentlichten Umfrage unter 38 000 Personen in achtundzwanzig Ländern, wenigstens 37 Prozent der Menschen, Aussagen von Regierungsvertretern halten nur 29 Prozent für glaubwürdig. Integer sind beide Gruppen nicht, glaubt man Volkes Stimme. Wobei seit jeher gilt: Manager im Allgemeinen sind Schweine, aber nicht mein Chef, der ist in Ordnung – dies ist der tröstliche Punkt in den Umfragen, die das erodierende Vertrauen in die gesellschaftlichen Institutionen messen. Im Jahr 2017, Donald Trump war schon im Amt, haben 57 Prozent der Amerikaner ihre tiefe Skepsis gegenüber der Elite zu Protokoll gegeben, in Deutschland waren es 62 Prozent, in Italien und Frankreich sogar jeweils 72 Prozent.

Allen Ländern gemein ist: Das Misstrauen gegenüber der Elite hat sich spürbar verschärft. «Die Eliten interessieren sich nicht mehr für uns», «Die Eliten haben keine Berührung mit uns normalen Menschen», «Die Eliten sind rei-

cher, als sie es verdient hätten», solche Sätze treffen auf eine breite Zustimmung. «Wir haben – auch in Deutschland – eine tiefgehende, langlebige, breit verankerte Vertrauenskrise», sagt Susanne Marell, Deutschland-Chefin der Agentur Edelman. Kritikpunkte waren und sind die hohen Gehälter (diese fanden schon vor zehn Jahren 85 Prozent der Leute zu hoch), außerdem wird generell ein Verfall von Anstand und Moral diagnostiziert. Gier, Rücksichtslosigkeit, Egoismus wird der Elite in diesem Zusammenhang nachgesagt.

Keine Chance für die Jugend?

Der Volkssport Eliten-Bashing erfreut sich wachsender Beliebtheit, und das bis weit in die obere Mittelschicht hinein. Bis hin zu Typen wie Klaus, selbst ein Kandidat für die Elite, ein «High Potential», wie Talente seines Kalibers in der Sprache der Personalberater heißen: Klaus, der im wirklichen Leben anders heißt, ist Anfang dreißig, hat Prädikatsexamen, Dokortitel – und einen gewaltigen Brass auf die Eliten, weil er glaubt, dass es ungerecht zugeht in der Welt, weil er fürchtet, dass ihm, aller Begabung und allem Ehrgeiz zum Trotz, die Felle davonschwimmen. Deswegen geht er neuerdings auch so ungern zu Familienfesten, wo der Vater spätestens beim Rotwein losledert: «Wann kauft ihr endlich ein Haus? Kinder brauchen einen Garten – und Julia längst ein Geschwisterchen.» Je später der Abend, desto schärfer die Geschosse: Eigenheim, Hochzeit, ein fester Job, nichts davon kann Klaus vorweisen. «Ich stehe da wie ein Versager», sagt der Jurist. Dabei hat er alles Verlangte mit Bravour erledigt: toller Abschluss, feste Freundin, eine süße Tochter. Im Moment lernt er fürs zweite Staatsexamen. Im Prinzip stimmt alles. Nur im Vergleich zum Vater wirkt es glanzlos. Der war mit Anfang dreißig sein eigener Herr, hatte das eigene Unternehmen in der Elektrobranche hochgezogen. Tag und Nacht habe er gerackert damals, erzählt er nur zu gerne, «auch am Wochenende». Als Lohn standen eine Frau, drei Kinder und ein Haus samt Pool zu Buche, vom Geld auf der hohen Kante ganz zu schweigen. Sohn Klaus dagegen, der «Herr Doktor», wie ihn sein Vater nennt, könnte sich nicht mal die Vierzimmerwohnung in Wiesbaden leisten, in der die Kleinfamilie lebt. Die Miete zahlt Papa. Hier läuft etwas schief, findet Klaus. Und so denken viele seiner Altersgenossen. Sie rackern sich ab, kommen leidlich voran. Und trotzdem: Etwas fehlt. Status, Si-

cherheit, was die Eltern eben vorgelebt haben und nun von den Kindern einfordern.

Dabei hätte gerade diese Generation keinen Grund zur Klage oder gar zum Hass auf Eltern und Elite. Keine Generation vor ihr startete besser ins Leben: Ein Studium ist für die Kinder der Mittelschicht, des Bildungsbürgertums, selbstverständlich. Und wer studiert, hat nur ein geringes Risiko, arbeitslos zu werden, das zeigen alle Studien, darf vielmehr ein ordentliches Einkommen erwarten. «Die Gehälter sind über die letzten drei Jahrzehnte deutlich gestiegen. Gerade die Aussichten für qualifizierte Berufsanfänger sind hervorragend und sie bleiben es auch», sagen die Vergütungsexperten der Unternehmensberatung Kienbaum. Wirtschaftswissenschaftler mit Universitätsstudium erwartet heute beim Berufseinstieg ein Gehalt, das um die Hälfte höher ist als vor zwanzig Jahren; bei Fachhochschulern ist der Anstieg noch größer. Juristen, Ingenieure, Informatiker und Naturwissenschaftler waren nie so gefragt wie heute. Der Taxi fahrende Dr.phil. sei als Massenphänomen «empirischer Unsinn», hat schon im Jahr 2007 Harald Schomburg festgestellt, der Projektleiter am Kasseler Internationalen Zentrum für Hochschulforschung (Incher), das 35 000 Hochschulabsolventen aus achtundvierzig Hochschulen zu ihren Erfahrungen befragt hatte. Auch die «Generation Praktikum» war mehr Medienphänomen denn Realität. Uni-Absolventen brauchen in der Regel nur drei Monate, um eine Stelle zu finden; in den Geistes- und Sozialwissenschaften dauert es auch mal länger, aber das war früher nicht anders. Wenn jemand Angst haben muss vor der Arbeitslosigkeit, dann sind es Ungelernte und Hauptschüler. Deren Erwerbslosigkeit ist gestiegen in den vergangenen Jahrzehnten, während die der Akademiker auf geringem Niveau verharrt. Da beginnt die Wut der bildungsfernen Schichten auf die «Eliten», zu denen sie auch Klaus und all jene zählen, die studiert haben, denen

es bessergeht. Nur woher kommt die Wut von Klaus und seinesgleichen?

Der Großteil der Dreißig- bis Vierzigjährigen kennt materielle Not kaum, schließlich sind sie die Kinder der reichsten Generation, die es in Deutschland je gegeben hat; Milliarden an Vermögen wollen vererbt werden. Das Bruttoinlandsprodukt, immer noch bestes Maß für den Wohlstand, hat sich seit 1980 fast vervierfacht und liegt heute bei 3,1 Billionen Euro. Bereinigt um die Inflation, bleibt eine Verdreifachung.

Trotzdem ist Klaus wütend. Der Soziologe Heinz Bude verweist auf eine scheinbar paradoxe Gesetzmäßigkeit in Bildungskarrieren: Die Dreißig- bis Vierzigjährigen sind Kinder einer Aufsteigergeneration. Und Kinder von Aufsteigern schaffen es oft nur schwer, die eigenen Eltern nochmals zu übertreffen. Das tut weh, Eltern wie Kinder empfinden dies als Versagen. Eine Schmach, die es um jeden Preis zu vermeiden gilt.

«Die Akademiker starten reich in das Berufsleben. Das ist ein vergiftetes Geschenk», sagt der an der Hochschule St. Gallen lehrende Philosoph Dieter Thomä. Wer finanziell abgesichert durchs Studium gleitet, wem die Eltern das Auto, die Wohnung, die Praktika in aller Welt bezuschussen, der wird enttäuscht, wenn er nach dem Examen merkt, wie wenig vom eigenen Lohn übrig bleibt. Die Kinder dieser Generation sind – anders als die eigenen Eltern – im Wohlstand aufgewachsen, behütet, ohne Zwänge und Tabus. Sie suchen nicht die Revolution, wollen nichts zerstören, nicht die Gesellschaft, erst recht nicht die Umwelt oder das Klima. Die Schlachten ihrer Eltern sind Geschichte, sie sind Meister der persönlichen Nabelschau: «Wo stehe ich, wo will ich hin, passt der Job, der Partner wirklich zu mir?» Diese privaten Fragen trieben sie weit mehr um als die Sorge um das große Ganze, behauptet der Soziologe Martin Doehlemann, der den «Dreißigjährigen» ein ganzes Buch gewidmet hat.

Kann es sein, dass die High Potentials heute zu viel auf einmal wollen? Ihre Eltern haben sich keine Weltreise gegönnt nach dem Abitur. Sie haben nicht über Sabbaticals nachgedacht und hatten in ihrer Kindheit keinen Apple-Laptop im Zimmer, als Student kein iPhone in der Tasche. Berufsanfänger gönnen sich heute eine Putzfrau und Urlaub mehrmals im Jahr. Sie leisten sich teure Hobbys, diversen High-tech-Schnickschnack und gehen jede Woche im Restaurant essen.

Die Eltern haben damals lieber fürs Eigenheim gespart. Das schmucke Häuschen im Grünen oder den Stilaltbau hätten die Jungen trotzdem gern - nur keinesfalls dort, wo ihre Eltern einst gebaut haben: in der Provinz. Dort könnten sie sich die Immobilie leisten, die Preise sinken seit Jahren. Die Jungakademiker aber zieht es zu ihresgleichen, in die Ballungsgebiete mit Erholungswert; das erklärt die Spitzenmieten in Städten wie München. Dort sind die Preise exorbitant gestiegen, ebenso wie in Universitätsstädten. Ein Haus kann sich dort nur leisten, wer reich erbt oder ein Spitzengehalt bezieht.

Die Dreißigjährigen wissen vor allem eines, hat Dieter Thomä festgestellt: «Mehr wäre besser.» Um keinen Preis dürfen sie zurückfallen. Sonst ist Schluss, dann kommt Hartz IV - auch wenn diese Furcht ziemlich unbegründet ist. Entgegen allen Unkenrufen rutscht die Mittelschicht nicht ab. Allein die vage Gefahr des Abstiegs jedoch nährt die Angst, jene Lebensqualität einzubüßen, an die ihre Kinder von klein auf gewöhnt waren: Haus hier, Ferienwohnung dort.

«Da ist einiges durcheinandergeraten», folgert Thomä. «Die Jungen kennen ihre Werte nicht mehr. Sie rennen und rennen, haben aber kein Ziel vor Augen.» Die Pfeiler von gestern - Familie, Religion, all das - sind brüchig geworden, die Jungen sind frei, sie haben die Wahl unter vielen unterschiedlichen, gleichberechtigten Lebensmodellen. Sie

müssen nur wählen. Ihre Eltern können ihnen dabei wenig helfen. Bildung hieß deren Zauberwort, der gesellschaftliche Aufbruch füllte Schulen und Hörsäle. Heute warnt der Soziologieprofessor Bude jedoch: «Blindes Sammeln von Zeugnissen und Qualifikationen hilft gar nichts.»

Was fehlt, so Bude, ist Orientierung. Deshalb deuten die Jungen alles, was sie lesen, gegen sich, und dies schürt ihren Hass auf «die da oben»: auf die Superreichen und Topmanager, die angeblich alles zusammenraffen, was sie in die Hände kriegen, und auf die Politiker, die in ganz Europa die Banken retten, die dafür Staatsschulden anhäufen und zudem Hunderttausende Flüchtlinge aufnehmen - aus diesen Zutaten entsteht das Gemisch, das Dr. jur. Klaus in seiner Wut auf die Elite treibt. Wer genau damit gemeint ist, das ist im Folgenden zu klären.

2

Wer oder was ist überhaupt Elite?

Das Elite-Paradoxon

Die Kanzlerin ist Elite, klar. Der Bischof auch (sofern nichts Strafrechtliches gegen ihn vorliegt, man weiß ja nie). Der Präsident der Europäischen Zentralbank gehört ebenso dazu wie der Theaterintendant oder der Siemens-Vorstand. Und damit auch Janina Kugel? Als Siemens-Personalvorstand ist sie, Jahrgang 1970 und diplomierte Volkswirtin, zuständig für 372 000 Mitarbeiter in aller Welt, und sie ist der Star des Konzerns: schlau, charmant, mehrsprachig. Ihr Gehalt ist siebenstellig. Kugel hat Macht und Einfluss, Geld und Reputation. Natürlich ist so jemand Elite. «Selbstverständlich», müsste sie also auf unsere Frage antworten, ob sie sich als Mitglied der Elite fühlt. Sie aber zögert, in ihrem Kopf arbeitet es. Auf keinen Fall will sie arrogant erscheinen, aber auch nicht zu schüchtern, folglich drückt sie sich um ein klares Ja oder Nein, liefert dafür eine erste allgemeine Definition von Elite: «Menschen, die Dinge wirklich bewegen können - und die daraus eine gesellschaftliche Verantwortung ableiten», antwortet sie in ihrem Büro und muss dann auch schon weg. Schnell noch mal das Gesicht pudern, dann raus auf die Bühne in der schnieken neuen Siemens-Zentrale: Der Konzern ehrt Erfinder und Tüftler. Wie immer erledigt Kugel das mit der ihr eigenen mehrsprachigen Lässigkeit. Und wir lernen in diesem ersten Treffen, dass es gefährlich ist, über Elite zu reden.

Der Begriff ist toxisch, bestätigt ein Marketing-Mann in Frankfurt am Main, der nächsten Station auf unserer Reise. «Jeder will dazugehören», sagt der Werbeexperte, «keiner aber als Elite angesprochen werden.» Das muss Gründe haben. Und die sind, wie so oft, in der Vergangenheit zu finden. Seit den Nazis ist das Wort «Elite» verbrannt. Diesen Satz werden wir im Laufe der Recherche noch häufig zu hören bekommen. Bitten wir Angehörige der Elite um ein Gespräch über die «Macher in Politik und Wirtschaft», sind

sie gerne dabei. Soll es aber um die Elite gehen, reagieren sie mit Skepsis.

«Sind Sie Elite, Frau Achleitner?», wollen wir auch von Ann-Kristin Achleitner wissen. Die BWL-Professorin ist eine der mächtigsten Frauen in der deutschen Wirtschaft, Aufsichtsrätin in diversen Konzernen, noch dazu verheiratet mit Paul Achleitner, dem Oberkontrolleur der Deutschen Bank. Ex-Außenminister Joschka Fischer ist der Patenonkel ihres Sohnes, die Villa in München-Bogenhausen kündigt von geschmackvollem Wohlstand: Wer, wenn nicht die Achleitners sind Elite in Deutschland? Trotzdem zögert auch sie. Sie würde den Begriff nicht verwenden, sagt sie schließlich, weil er so konnotiert sei, weil er schon rein sprachlich Assoziationen wecke.

Es führt also kein Weg daran vorbei: Wir müssen an die Quelle, müssen nachschauen, woher das Wort kommt – von dem französischen Verb «élire» nämlich, was «auswählen» bedeutet. Eliten sind also eine Auswahl, eine Auslese: die Besten der Besten. In Frankreich fand der Begriff seit dem 17. Jahrhundert Verwendung, das aufstrebende Bürgertum Frankreichs war es, das sich im 18. Jahrhundert mit der Bezeichnung «Elite» abzugrenzen suchte gegen Adel und Klerus. Nicht die Geburt sollte länger den Ausschlag über den Stand geben, vielmehr individuelle Leistung den Weg an die gesellschaftliche Spitze ebnen. Im 18. Jahrhundert schwappte der Begriff dann nach Deutschland herüber. Laut Brockhaus bezeichnet «Elite» eine Gruppe von Menschen, die sich durch eine «besondere Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft» auszeichnet. Ähnlich formuliert es Meyers Lexikon: Die Elite sticht demnach durch einen «besonderen Wert der Leistung» hervor. Das lässt Raum für Deutungen, etwa auf welchem Feld die Leistung zu erbringen und wie genau sie zu messen ist. «Manuel Neuer ist Elite, ich nicht», antwortet Adidas-Chef Kasper

Rorsted. «Ich bin nur ein Manager und Familienvater, der versucht, sein Bestes zu geben.»

In der politischen Sprache Deutschlands taucht der Begriff relativ spät auf, obwohl ihn die einschlägigen Lexika bereits geführt haben, erklärt der Historiker Morten Reitmayer. Nur stand Elite dort – abgesehen von gelegentlich notierten Praktiken der Pflanzenzucht – bis zum Zweiten Weltkrieg lediglich für besondere militärische Einheiten, die sogenannten «Elitetruppen». Sprach man über politisch, wirtschaftlich oder kulturell privilegierte Gruppen, so dominierten Bezeichnungen wie «Adel», «Bürgertum» oder «die Gebildeten».

Gerade die konservative Elite wollte sich lange ausdrücklich nicht so nennen. Noch in der Weimarer Republik haben diese Kreise den Elite-Begriff entschieden abgelehnt, so Reitmayer, «weil damit meritokratische und individuell-kompetitive Sozialmodelle verbunden» waren: die Grundpfeiler einer bürgerlich-liberalen Gesellschaft. Edgar Julius Jung, einer der damaligen Vordenker der Neuen Rechten, begründete diese Ablehnung in einem Aufsatz mit dem Titel «Adel oder Elite» beispielsweise so: Elite sei ein bürgerlicher Begriff. «Die Elite muss leisten, um anerkannt zu sein» – aus heutiger Sicht eine durchaus sympathische Definition.

Doch könnte man im Gegenzug fragen: Reicht es, etwas zu leisten und seine Aufgabe vorbildlich zu erfüllen, um zur Elite zu gehören?

Um es klar zu sagen: Janina Kugel ist Elite. Daniela Katzenberger ist es nicht, auch wenn sie in den Fußgängerzonen der Republik die bekanntere der beiden Frauen sein dürfte. Prominenz und Elite dürfen nicht gleichgesetzt werden, auch wenn der Personenkreis, auf den beides zutrifft, sich überschneidet. Damit ist nichts gesagt über die Qualität der Leistung von Frau Katzenberger oder ähnlicher Phänomene im Unterhaltungsgeschäft: Die Fähigkeit, sich

selbst zu inszenieren, kann durchaus als Leistung gelten (die auch Angehörigen der Elite hilft). Sie genügt nur nicht als Eintrittsticket: Eliten können, müssen aber nicht prominent sein. Sie brauchen Macht und Entscheidungsbefugnis, und damit scheidet manches Boulevard-Sternchen aus, wobei zuzugeben ist: Ganz trennscharf ist diese Unterscheidung nicht. Wie viele Millionen Follower muss ein x-beliebiges Twittersternchen haben, damit es als Influencer qua des damit verbundenen, stilbildenden Einflusses zur Elite gezählt werden darf?

Kann man «Elite» definieren?

Eliten gibt es viele, in vielerlei Verbindung. Hinter «Elite-Partner» verbirgt sich eine Online-Partnerbörse mit dem impliziten Versprechen, dass dort besser geküsst und geliebt wird: «Elite» als Marketingtrick, um das paarungswillige Publikum zu verführen. Nicht viel anders verhält es sich mit Eliteschulen, Eliteakademien, Eliteinternaten. Wer sich hier einschreibt, wähnt sich als Teil einer Auslese. Nur wovon genau? Was genau verstehen wir unter Elite? Ist es die begabte, aber arme Schülerin mit Einser-Zeugnis auf dem öffentlichen Gymnasium, oder ist es der reichere, dafür geistig weniger rege Nachbarjunge, dem sie Nachhilfe gibt, der aber eine private Schule besucht, die sich als Eliteinstitution gebärdet und jeden zum Abitur schleppt? Würde der Intelligenzquotient entscheiden, wäre das Urteil eindeutig. Aber gibt der wirklich den Ausschlag? Eher nicht, würde man meinen. Zumindest nicht allein.

Machen wir uns auf die Suche nach einer aktuellen, umfassenden Definition, so merken wir schnell: Diese eine, von allen anerkannte Umschreibung, die gibt es nicht. Was es gibt, sind unterschiedliche Konzepte, Annäherungen - und eine Gewissheit: Wer ungefragt von sich behauptet, er gehöre zur Elite, gehört mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht dazu.

Wenn wir, wie es naheliegt, mit der begrifflichen Suche bei den Soziologen beginnen, dann landen wir als Erstes in Darmstadt, bei Michael Hartmann, einem emeritierten Soziologieprofessor und ungebrochen gläubigen Marxisten, der den Beruf des «Eliteforschers» erst erfunden hat. Mitglieder der Elite sind laut seiner Definition «Personen, die qua Amt oder Eigentum in der Lage sind, gesellschaftliche Entwicklungen maßgeblich zu beeinflussen». Ähnlich formuliert es die Professorin Jutta Allmendinger, Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin: Als Elite versteht

sie «Inhaber von Führungsfunktionen in zentralen gesellschaftlichen Bereichen. Diese Personen haben einen formalen Einfluss auf gesamtgesellschaftliche Entscheidungen und Entwicklungen.» Ihre Forscher haben in der Republik durchgezählt und kommen auf exakt 956 Menschen, die absolute Spitzenpositionen in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft bekleiden.

So eng wollen wir unsere Definition im Weiteren nicht fassen, die grobe Linie aber steht: Elite bedeutet Führung, Macht, meistens auch Geld. Sportler, Musiker und Showstars fallen somit heraus, selbst wenn sie ungeheuer vermögend sind und/oder über Millionen von Fans Einfluss ausüben - im strengen Sinn gehören sie nicht zur Elite, dazu fehlt es ihnen am «Amt», an der «formalen Macht». Im Folgenden orientieren wir uns an dem «deskriptiven, empirischen Elitebegriff» der Soziologen, wie ihn insbesondere Julian Nida-Rümelin geprägt hat. Danach lässt sich Elite folgendermaßen umschreiben: In fast allen Kulturen und Gesellschaften gibt es kleine Gruppen, denen es gelingt, sich in zentralen Macht- und Einflusspositionen zu etablieren, was oft mit Besitz verbunden ist. Diesen Menschen gelingt es, ihr Vermögen zu stabilisieren und möglicherweise an weitere Generationen zu vererben. «Das ist für eine demokratische Gesellschaft kein sehr sympathischer Elitebegriff», urteilt Nida-Rümelin, «aber es ist ein völlig legitimer, ein empirischer Elitebegriff, mit dem man forschen und zu dem man sehr viel untersuchen kann.» So also wollen wir es im Folgenden halten.

Wie die Nazis das Wort «Elite» in Verruf brachten

Wir haben bereits gesehen, wie unterschiedlich die Deutschen mit ihrer «Elite» umgehen, verglichen mit Franzosen und Briten. In Frankreich ist die Tradition der institutionalisierten Elitenausbildung ungebrochen. Die «Grandes Écoles» geben den Ausschlag, wer Zugang erhält zur Macht in Verwaltung, Wirtschaft und Politik: So wächst ein normiertes Führungspersonal heran, das zwischen den Bereichen hin und her wechselt.

Auch in Großbritannien sind die Klassen viel schärfer getrennt: Wichtig ist, auf welcher Schule oder Universität die Ausbildung absolviert wurde. Eton, Oxford, Cambridge, die London School of Economics – das sind die klingenden Namen, die führenden Elite-Zulieferer im britischen Königreich.

In Deutschland haben die Nationalsozialisten den Begriff verseucht, indem sie ihn für sich vereinnahmt haben: Die Vorstellung, dass eine kleine Elite über die Masse herrschen müsse, untermauerte ihre Führerideologie. Das Wort «Elite» wurde rassistisch besetzt: Im Dritten Reich entschied die arische Abstammung über den Werdegang. Seither gilt «Elite» als antidemokratisch und «elitär» als Schimpfwort.

Wer dazugehörte und der Auslese für würdig befunden wurde, wurde in Eliteschulen getrimmt. Gleichzeitig vernichteten die Nationalsozialisten Teile der Elite systematisch, im Film- und Showbetrieb etwa, und nicht nur dort muss man diesen Verlust bis heute betrauern. «Die urbane Intelligenz wurde bereits im Herbst 1933 zu einem großen Teil aus Deutschland vertrieben», schreibt der Historiker Heinrich A. Winkler.

Schauen wir uns also die Eliteeinrichtungen des Dritten Reichs näher an, die «Napolas», kurz für «Nationalpolitische Lehranstalten». Dort haben die Nazis die Jugend für ihren nationalen Sozialismus gedreht, haben sie vorbereitet für den Eroberungs- und Vernichtungskrieg. «In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der die Welt erschrecken wird. Eine gewalttätige, unerschrockene, grausame Jugend will ich. So kann ich das Neue schaffen», ordnete Adolf Hitler an, im Wahn, eine «Herrscherelite» zu schaffen für sein Drittes Reich, für SS und Wehrmacht, «Herrenmenschen» im Nazi-Jargon, Unterdrücker und potenzielle Massenmörder.

Die Kaderschmieden der Nazis, zwischenzeitlich mehr als vierzig Internatseliteschulen, standen in der Tradition der preußischen Kadettenanstalt. Kadavergehorsam und Pflichterfüllung bis zum Letzten propagierten sie als Ideale. Wer dorthin wollte, wurde in einem strengen, mehrstufigen Verfahren ausgewählt. Gute Noten waren Pflicht, dazu körperliche Leistung, selbstverständlich auch ein «Arier-Zeugnis» sowie ein bestimmter Charakter: Stolz und selbstbewusst sollte der Nazi-Führungsnachwuchs heranwachsen. Die Jugendlichen wurden an der Schule hartem Drill unterzogen: Frühsport, paramilitärische Übungen (Schießen, Handgranatenwerfen) und Mutproben, Schindereien bis zur physischen Erschöpfung, dem «Totpunkt», an dem jener neue Mensch zum Vorschein kommen sollte, der den Nazis vorschwebte: «Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und schnell wie Windhunde.» Gegen Ende des Krieges gehörten viele der Napola-Zöglinge zum letzten Aufgebot Hitlers, von ihm verheizt im «Endkampf» um Berlin. Nach 1945 gelangten von den Überlebenden tatsächlich einige in einflussreiche Positionen, allen voran der spätere Chef der Deutschen Bank Alfred Herrhausen, Jahrgang 1930, ausgebildet an der Napola Feldafing am Starnberger See. «Ich habe aus diesen Jahren keinen Schaden, sondern eine Men-

ge an preußischen Tugenden mitgenommen, die mir im Leben weitergeholfen haben», wird der Bankier zitiert, der nach seinem gewaltsamen Tod zum moralischen Unternehmensführer aus einer besseren Zeit verklärt wurde.

Weitere Napola-Schüler waren der Fabrikant Heinz Dürr, später AEG- und Bahn-Chef, der Maler Horst Janssen, der spätere Chefredakteur der «Frankfurter Rundschau», Werner Holzer, und der Herausgeber der Wochenzeitung «Die Zeit», Theo Sommer: «Wir wurden zur Wehrhaftigkeit erzogen, wir wurden zur Lauterkeit erzogen, zu Rechtschaffenheit – und wir hatten ein Ideal», wird Sommer zitiert.

Das Comeback der Elite als Exzellenzuniversität

Seit der Nazizeit also tun die Deutschen sich schwer mit dem Elitebegriff, auch wenn es um die «Elitehochschulen» geht, mit denen andere Länder wie Amerika, Großbritannien, Frankreich sich brüsten – und um deren Ruhm und Ehre viele Deutsche sie beneiden.

Auch dem Land der Dichter und Denker stände eine Aushängenuniversität gut zu Gesicht. Eine, die auf der ganzen Welt berühmt ist, die man nur erwähnen muss, um Eindruck zu schinden. «Wow, Sie waren in Stanford!» – «Oh, Sie haben in Harvard studiert.» Oder in Paris, an der berühmten École Nationale d'Administration, kurz ENA. Ja, so eine «Grande École», das wäre was. Ein deutsches Oxford, ein deutsches MIT. Oder wenigstens ein deutsches Fontainebleau, aber nicht einmal das kann Deutschland bislang vorweisen, auch wenn die eine oder andere Business-School sich auf dem Weg dorthin wähnt.

Nun nennen die Begehrten sich nicht nur «Elitehochschulen», es sind meist – zumindest in Amerika – auch noch private Einrichtungen, die ihren Studenten und deren zahlungskräftigen Eltern offen das Gefühl vermitteln: Wer es hierher geschafft hat, ist etwas Besonderes. Der gehört zu den Besten der Besten. Der zählt zur Elite, der erhält die beste Förderung, und das kostet eben.

In Deutschland aber sind die meisten Hochschulen in staatlicher Hand und kosten so gut wie nichts. Was also ist zu tun, wenn trotzdem ein Harvard entstehen soll? Welcher Politiker will einen Teil der Wähler mit einer Bildungsoffensive für die verhasste Elite verprellen? Wer will eine Eliteschule schaffen?

Erstaunlicherweise war es gerade die SPD, die es gewagt hat, den Deutschen mit Elitenförderung zu kommen.

Im Januar 2004 trat der damalige Generalsekretär Olaf Scholz, später dann Bürgermeister in Hamburg, vor die Presse und verkündete, die Sozialdemokraten würden in Deutschland gerne «Eliteuniversitäten wie Harvard» errichten.

Seine Parteikollegin Edelgard Bulmahn, damals Bildungsministerin, machte sich fortan daran, den Wettbewerb unter den Universitäten anzuheizen. Zwei Milliarden Euro Fördermittel lobte sie dafür aus. Alle Hochschulen konnten sich um die öffentlichen Gelder bewerben. Im ersten Durchgang qualifizierten sich drei Hochschulen – die Ludwig-Maximilians-Universität München und die Technische Universität München sowie in Karlsruhe das Institut für Technologie (KIT).

Nur hießen die Gewinner nicht «Eliteuniversität», sondern «Exzellenzuniversität». Die Sozialdemokraten hatten das böse E-Wort damit klammheimlich aus dem Verkehr gezogen. Vorausgegangen waren heftige innerparteiliche Kämpfe um den umstrittenen Begriff. Elite sei von Grund auf «unsozialdemokratisch», hatte etwa der Landesverband Nordrhein-Westfalen geschimpft. Die SPD stehe ganz im Gegenteil für «Chancengleichheit», für «die soziale Öffnung aller Hochschulen». Elitenförderung sei das Gegenteil.

Also musste das Vorhaben umgetauft werden. Aus «Elitenförderung» wurde die «Exzellenzinitiative» mit all seinen ungelassenen Wortschöpfungen bis hin zum «Exzellenzcluster». Nur geholfen hat die neue Verpackung wenig. Ein Wolf im Schafsfell bleibt ein Wolf. Exzellenz draufschreiben, aber Elite meinen, den Trick haben die Elitengegner natürlich sofort durchschaut. Die kämpfen seither gegen die Reform an. Der Vorwurf: Die Hochschulen seien nun geteilt in «Elite» und «Nicht-Elite». Und natürlich bevorzugen Studenten und Professoren sowie Förderer und Drittmittelgeber die Eliteeinrichtungen. Deshalb

benachteilige die Förderung einzelner Universitäten all jene Schulen, die das Siegel nicht erhalten. Die «Frankfurter Rundschau» schrieb dazu: «Im Schatten der Sieger steht nun eine Gruppe von Verlierern, denen nach und nach die Argumente für ihre Existenz ausgehen könnten.» Das alles führe zu einem «Zweiklassensystem» in der Bildung. Und dieser Vorwurf ist ein sicheres Totschlagargument in Deutschland! Auf der einen Seite steht die elitäre Spitzenforschung, auf der anderen eine mittelmäßige Massenausbildung. Oder um den Wiener Philosophen Konrad Paul Liessmann zu zitieren: «Während die traditionellen Universitäten zu mehr oder weniger berufsqualifizierenden Ausbildungsgängen mit knappen Ressourcen heruntergewirtschaftet worden sind, rettet sich die halbierte humanistische Universitätsidee in die aus dem neoliberalen Geist des Wettbewerbs geborene Elitekonzeption.»

So weit wird es allerdings, wie wir heute wissen, nicht kommen. Schon in der zweiten Runde der Exzellenzinitiative ist die Große Koalition dazu übergegangen, das Geld eher gießkannenartig über Dutzende von Projekten und Clustern zu verteilen. Ab 2018 sollen pro Jahr 500 Millionen Euro bereitstehen, für etwa fünfzig verschiedene Universitäten, Forschungsverbände oder Einzelprojekte. Da kann die Elitekonkurrenz aus Amerika nur milde lächeln.

«500 Millionen Euro – das entspricht dem jährlichen Budget einer unserer sieben Fakultäten», mokierte sich 2016 der damalige Stanford-Rektor John Hennessy. «Wenn Sie in Deutschland wirklich Exzellenz fördern wollen, müssen Sie sich verabschieden von der Vorstellung, dass alle Universitäten in etwa gleich gut sind und ähnlich viel Geld bekommen sollten. Sie müssen akzeptieren, dass die Gruppe der wirklich großartigen Weltuniversitäten begrenzt ist und auch bleiben wird.» Adieu, Stanford. Adieu, Harvard.

[...]